



Maria Thurnheer

Erzählung von Paul Ilg.

Da ich Ihre Freude nicht gleich teilen konnte, sondern bange Zweifel verriet, setzte sie schiel aufgebracht hinzu: „Man tut dir nichts; du brauchst dich nicht zu fürchten.“ Weil auch schon große Tropfen klatschten, nahm sie mich tapfer bei der Hand und zwang mich zu einem hurtigen Lauf, der mir einen unverhofften und bleibenden Erfolg eintrug. Aus Sturm und Dunkel kam ich plötzlich in eine helle, freundliche Stube, wo mich die Mutter meiner Ketterin empfing, als hätte sie in mir das eigene Kind wiedergefunden. Die meinige war natürlich schon am Vorabend in Sorge um mein Leben fortgefahren.

Viel brauchte ich nicht zu erzählen. Meine Leiden standen mir deutlich genug im Gesicht, mit blauen Striemen auf Armen und Beinen geschrieben. Doch größere Not als mit mir hatte die gute Frau mit ihrem Töchterlein, das mich, wie wenn es mein hartes Los begreifen könnte, nicht mehr aus den Augen ließ und ganz als sein unverleibliches Eigentum betrachtete.

„Gelt Mutter, er soll bei uns bleiben. Wir haben genug Platz. Ich will bei dir schlafen und er kann mein Bett haben!“ tat die Kleine ungestüme, herzbewegende Bitten, denen die Mutter unter Tränen der Rührung zustimmte. Das Mägdlein trug eine Schüssel mit Wasser herbei, damit ich meine wunden Füße kühle, und zuletzt, als es niemand gewahrte, gab es mir noch die Korallenkirschen, die es vorher heimlich erbeutet hatte.

Das war meine erste Begegnung mit Maria Thurnheer. Von dieser Stunde an erfuhr ich viel Güte und Gerechtigkeit. Nie gab es eine schönere Wende in meinem wechselvollen Leben.

Maria war das einzige Kind des Fabrikpörtlerns Thurnheer, der, vor Jahren als Kutscher im Dienst der Bleiche verunglückt, an einem unheilbaren Beinshaden litt und darum das geruhame Amt des Beschleifers bekam. Er wurde schnörkelhaft „Herr Verwalter“ genannt. Das Unglück hatte den ehemals rüstigen Mann verbittert und anmaßend gemacht. Die ihm von seinen Herren gezollte Teilnahme hielt er für eine

unabweisliche Schuld, und diese Ueberzeugung trug er in seinem Gehaben so aufdringlich zur Schau, daß jene zum Mittelst auch noch die Nachsicht schlagen mußten. Wenn er, den rechten Fuß unter Körperverrenkungen nachschleppend, im Fabrikbezirk herumhumpelte, stand in seinem bärt-

gen, grimmigen Gesicht für jeden deutlich zu lesen: ich bin zwar ein krummer, geschlagener Tropf; aber aufgepaßt, ihr Gaffer mit euren geraden Spazierscheiben, es kann euch auch noch einmal an den Krügen gehen! Eine gewisse Achtung, die man ihm trotzdem erwies, stützte sich besonders auf seine



W. Caspari: Die Pilzfrau.

(Aus dem Kalender: „Kunst und Leben“. Verlag Fritz Heiber, Berlin, Neuhardenberg.)

fanatische Ordnungsliebe, an der leistungsfähige Arbeiter und Arbeiterinnen umsonst zu rütteln suchten. Hingegen erregte er auch bei diesen weit mehr Gelächter oder Widerspruch durch barsches, rechthaberisches Wesen, verfliegene Würde, die in keinem Verhältnis stand zu seiner immerhin untergeordneten Stellung.

Ich vermutete in ihm zuerst einen der Mächtigen dieser Erde und wich ihm aus, wo ich nur konnte, obgleich er mir auf seine rauhbauzige Weise recht gemogen war. Jedenfalls legte er der jähen Freundschaft zwischen mir und seinem Töchterlein kein Hindernis in den Weg. Meine Mutter, die froh war, mich auf diese Weise in ihrer Nähe zu wissen, bekam es von den Freundinnen oft zu hören: „Das mußt du dem verbissenen Grobster hoch anrechnen, daß er deinen Buben überhaupt nur einen Tag auf dem Bleichboden duldet!“

Lange war Maria mein einziger Kamerad, und auch sie schloß sich so sehr an mich an, daß ihre früheren Gespielen nur noch selten bei ihr erschienen. Man hätte glauben können, die Gärten und Stallungen der Bleiche seien eigens für uns Kinder angelegt; denn wir trieben darin, was uns nur einfiel, selbst in Gegenwart der Herren Prinzipale, die zuweilen draußen saßen oder einen Rundgang mit Geschäftsfreunden machten. Jede Stunde, die ich nicht mit Maria verbringen durfte, schien mir öde, sonnenlos, ein Raub an meinem paradisiischen Glück, auf das ich nach der harten

Schule der Leiden ein festes Anrecht zu haben wähnte. Bei den Bleichseuten hießen wir nur „das Pärchen“. Sogar der wortfahige Senior hielt uns daraufhin einmal an und sagte, indem er Maria die Wangen klopfte: „Seid ihr zwei Strolche eigentlich zusammengewachsen, he? Ihr tut ja wie Braut und Bräutigam?“ worauf Maria, während ich ganz verschämt und verdonnert stand, keck zur Antwort gab: „Später wollen wir uns ja heiraten, gelt du; wir müssen nur warten, bis wir konfirmiert sind!“

War es die Sicherheit, mit der sie sich auf dem Bleichgrund bewegte, war es die Wirkung der anmaßlichen väterlichen Herrschaft auf die Seele des Töchterleins — gewiß ist, daß sie vom Beginn unserer Freundschaft die Zügel führte und sich diese auch später nie entreißen ließ. Meiner Liebe und Bereitwilligkeit ungeachtet, fing sie an, mich nach allen Regeln weiblicher Kunst zu tyrannisieren. Mit Gefahr von Strafen, Hals- und Beinbrüchen mußte ich für sie auf die ungaßlichsten Obstbäume klettern und herunterstehlen, was das Zeug hielt. Selbst wenn sie dann beim heimlichen und süßen Schmause auch einmal gerecht zu sein suchte und nicht kurzerhand die schönsten Früchte beschlagnahmte, war es doch nur eine Gnadenbeweisung, die sie meistens gleich wieder

bereitete. Wenn ich es dagegen auch einmal wagte, ordentlich aufzutrompfen, gab sie mir leidenschaftlich zu verstehen, daß mein Aufenthalt im Bleichrevier allein von ihrem Wohlgefallen abhängt. Wohl erholte ich mich schnell bei diesem sorglosen Sonnenbruderleben, und doch blieb ich in mancher Hinsicht noch lange ein Opfer meiner früheren Erlebnisse. Infolge der erlittenen Knechtschaft besaß ich nicht die einem gesunden Jungen eigene Widerstandskraft und trohigen Männlichkeitsgefühle. Dazu war ich über alle Begriffe menschenscheu, schwer zugänglich und im ungewissen über die mir angeborenen Gaben, weshalb ich mich von den mutheischenden, mutzeugenden Knaben spielen fernhielt. So geriet ich ganz und

des süßen Nichtstuns, der lachenden Ungebundenheit beneiden. Dem Gedanken, auch bald an den großen Wagen gespannt zu werden, liehen wir nur wenig Gehör. Während ich jedoch den dunklen Zug der Arbeit am Feierabend nie ohne Ehrfurcht und Bangen wahrnahm, sah Maria nur die Stufungen unter den Angestellten. „Siebneute“ nannte sie das Heer der Sticker, Staber, Ausrüsterinnen und Fädlerinnen. Das waren die gewöhnlichen Frühaufsteher, welche mit Kontrollmarken aus- und eingingen, über deren Pünktlichkeit der Vater zu wachen hatte. Mit denen ließ sich meine Freundin nicht gerne ein. Aber auch unter den vornehmen „Achtseuten“, den Fergern, Stickermeistern, Kontoristen, Zeichnern

machte sie noch Rangunterschiede. Wenn sie einen der Profuristen oder Prinzipale sah, veräuerte sie nicht leicht, sich anzuschmiegen, eine Patschhand zu erobern. Alle, die etwas zu befehlen hatten und ein großes Gehalt bezogen, nannte sie mit mir mit Namen. Einmal zeigte sie mir den Hauptkassierer Mantel, einen silbergrauen Herrn, und sagte, den Vater nachlässig, mit verbläulichender Seelenruhe: „Der macht's auch nicht mehr lang. Möchtest du nicht Hauptkassierer lernen?“

„Ja, schon ... aber das ist viel zu schwer für mich. So einer muß aufs Gymnasium und dann erst noch auf die Universität“, entgegnete ich mit maßigem Selbstvertrauen. Da sah mich Maria mit zorniger Berach-

tung an und meinte: „Ach du! Wenn du aber bloß Sticker wirst, dann heirat ich dich nicht. Ich möchte keinen, der schon um Sieben ins Geschäft muß.“ Das traf. Schwören kann ich, daß keine schulmeisterliche Mahnung zur Strebbarkeit je so große Wirkung tat.

Am Jahrmarttrummel, wenn Gaukler und Komödianten erschienen, fehlten wir selten. Im Winter hatten wir selbstverständlich unsere eigene Schlittbahn, unternahmen wir kunstvolle Schneebauten und Eisläufe, sobald Herr Thurnheer den kleinen Weiher neben dem Stall zu diesem Behufe freigab. Weniger einträchtig und anmutig vollzog sich hingegen unser Dame- und Mühlespiel im Berwatterhäuschen. Marias Mutter, ein unscheinbare, geknechtete Frau, die unter dem dröhnenden Wesen ihres Mannes sehr zu leiden schien und dafür ihre eigene Lautbarkeit ganz abstellte, mußte oft einschreiten, wenn die in ihrem heillosen Ehrgeiz gekränkte Tochter von einer verlorenen Partie zu Täuschlichkeiten überging. Indem sie mir die Steine an den Kopf warf, frech in die Haare fuhr oder sich gar wie eine Wildkacke in meinen Arm verbiß. Freilich besaß die gute Frau nur geringe Macht über ihr Kind. Der einzige Mensch, vor dem Maria das Zittern lernte, war der Vater. Leider nicht zu ihrem Heile. (Fort. folgt.)



Unvollendete Miniatur im Wilhelm v. Oranje, Kassel.

gar in Marias Bann; mit allen Fibern vermählte ich mich dem munteren, listigen Mädchen, so daß darob meiner Mutter doch bald angst und bange wurde. Eine liebliche, aber folgenschwere Unterwerfung war's. Wenn ich mit Maria Thurnheer nach der Schule den Heimweg antrat, riefen mir die Kameraden höhnisch nach:

„Maitligstank!“

„Macht d' Buebe krank!“

Aber das und was ich sonst noch um der Freundin willen zu dulden hatte, socht mich nicht sonderlich an. Ich dachte mir: „Die würden ja doch gerne mit dir tauschen!“

In Wahrheit sah und kannte ich stadtaus und ein nichts, was ich gegen die Herrlichkeit des Lebens im Bleichgarten hätte eintauschen mögen. Es gab da Stachel- und Johannisbeergehege, alle nur wünschbaren Früchte, vorzügliche Schlupfwinkel und Handzierungen in Stall und Scheune, sowie prahlerische Fahrten durch die Stadt, wobei wir lähn gleich Seiltänzern über Risten und Säcke turnten. Wenn wir an schönen Sommertagen lachend, balgend über die Wiesen kiefen oder pläneschmiedend hinter Hecken lagen und durch hunderte offene Fenster dem Getöse der Maschinen und den Gefängen der Fädlerinnen lauschten, konnten uns die verwöhntesten Herrenkinder um die Gefühle

Miniaturen.



o mancher wird nicht wissen, was eine Miniatur ist. Viele werden vielleicht antworten: eine Miniatur sei irgend eine Sache im kleinen Format. Sprechen wir doch z. B. von Miniaturausgaben bei Büchern, wobei wir kleine, handliche, zierliche Drucke und Einbände im Sinne haben. Mit den verschiedensten

Dingen und Gegenständen können wir den Zusatz „en miniature“ (aus dem Französischen übernommen) verbinden, um sie damit schon als von kleinem Formate zu kennzeichnen. Und doch hat der Begriff Miniatur ursprünglich mit einem kleinen Formate gar nichts zu schaffen. Ihrer Entstehung nach ist die Miniatur ein handschriftlich hergestellter Text, sei es in der älteren Rollen-, sei es in der neueren Buchform. Wie kommt nun diese Bezeichnung zustande? Das Wort leitet sich ab von dem lateinischen Worte „minium“, das die von uns als Mennig benannte Farbe bezeichnet. Auf der Unterlage nämlich, die man zum Schreiben benutzte, gleichgültig, ob es der ägyptische natürliche Papyrus oder schon das künstlich hergestellte Papier war, trug man die geraden Hilfslinien, die man zur Gleichmäßigkeit und Korrektheit der Schrift brauchte, mit Mennigfarbe ein, ähnlich den hellblauen, eingedruckten Hilfslinien in den ersten Schreibheften unserer Schuljugend. Von diesem Minium nun erhielten alle Handschriften und alle geschriebenen Bücher den Namen Miniatur.

Aber, so wird man fragen, wie kam denn nun dieses Wort, das demnach wirklich mit der Bezeichnung einer geringen Größe nichts zu tun hat, zu dieser heute so geläufigen Bedeutung? Das erklärt sich auf einigen Umwegen folgendermaßen. Wenn es gleich Miniaturen gibt, die ausschließlich Text enthalten, überwiegend doch jene, die außer dem Text und in ihn hineingeseht, Bilder enthalten. Die ersten haben ihren größten Wert für den Sprachforscher, den Religionsforscher usw., die zweiten, jene mit Bildern, aber sind es in erster Linie, die den Kunsthistoriker interessieren. Wenn also der Kunsthistoriker von Miniaturen spricht, so denkt er eigentlich nur immer an Handschriften mit Bildern, und bei diesen Handschriften wiederum sind es — eben die Bilder, auf die er achtet, so daß im Munde des Kunsthistorikers das Wort Miniatur geradezu die Bedeutung: „gezeichnetes Bild in einer Handschrift“ angenommen hat, namentlich auch deshalb, weil seit Gutenberg und seiner Erfindung die geschriebenen

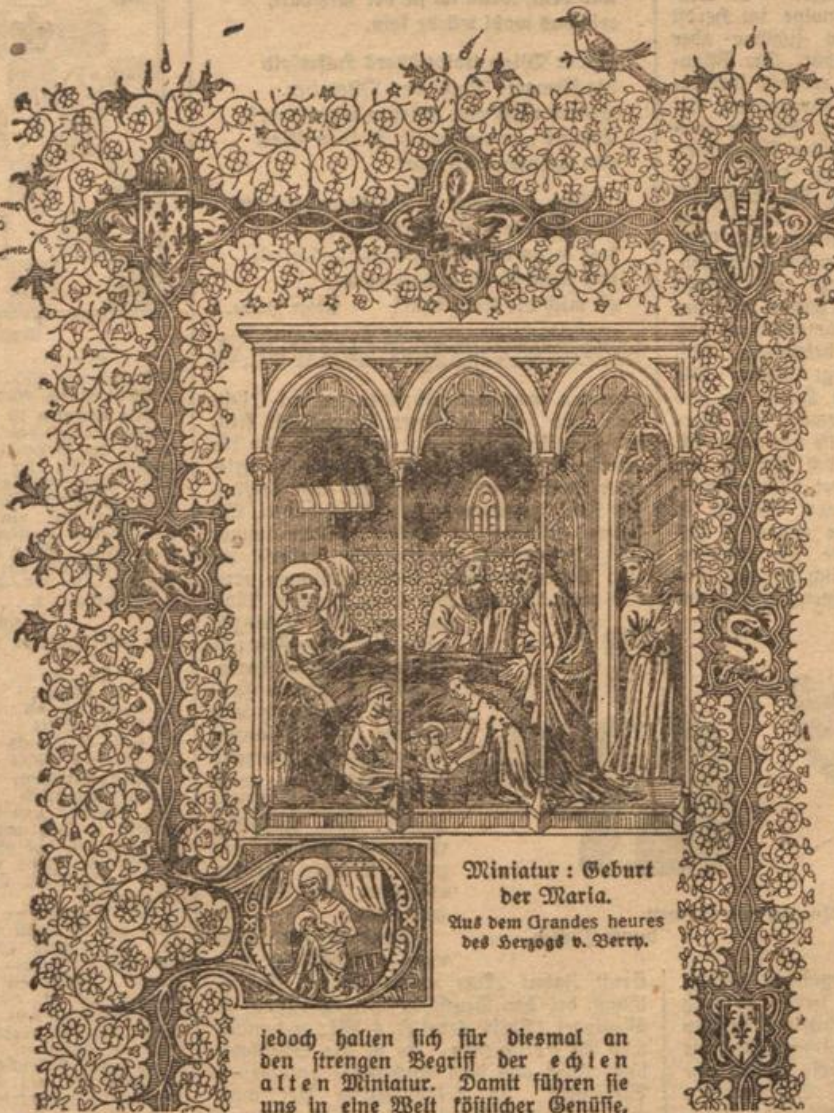
Bücher sehr schnell aus dem Gebrauch kamen, da das gedruckte Buch seinen Siegeslauf begann. Entfann man sich in dieser späten Zeit noch der Miniatur, so stand dabei der geschriebene Text völlig im Hintergrund, man dachte nur an das Bild, das in den Text gezeichnet war, und da dieses Bild natürlich an Umfang ein kleines war, wenn man es mit den mehr und mehr üblich gewordenen Landschaften, Porträts, Stillleben oder gar den Wandbildern verglich, so konnte es wohl kommen, daß der Ausdruck „Miniatur“ allmählich die Bezeichnung für ein kleines Bild wurde, ganz gleich, ob es nun wirklich noch ein handgezeichnetes, für ein Buch gedachtes Bildchen war oder ein in Öl gemaltes kleines Formates. Namentlich bürgerte sich der Ausdruck in der Zeit des 16. Jahrhunderts und dann in der Zeit des Biedermeier für kleinere Porträt-darstellungen ein, die meistens auf Elfenbein, Papier oder ähnliche zarte Stoffe gemalt waren. Recht häufig wurden solche Porträts in kostbare goldene Medaillons eingesetzt und als Schmuck getragen. Als es nun soweit war, daß man jedes kleine zierliche und kostbare Bild eine Miniatur nannte, schien der Sprung nicht mehr groß, wenn man es für die verschiedensten Dinge gebrauchte, sobald sie nur zierlich, klein und kostbar waren, für besonders zierliche Ausgaben wertvoller Bücher usw.

Das wäre in kurzem die Geschichte des Begriffs Miniatur. Unsere Abbildungen

ihre öffentliche Ausstellung durch die ganze Zartheit und Hinsälligkeit ihres Materials zur Genüge verbietet. Und doch gehört das Kapitel Miniaturmalerei zu den weitaus anziehendsten und genussreichsten der gesamten Kunstgeschichte, auch wenn man die indischen, persischen, ostasiatischen Miniaturen für heute außer Betracht läßt. Für diesmal einige kurz erläuterte Proben deutscher Miniaturmalerei. Aus der ältesten Zeit der deutschen Miniaturmalerei stammt der Hofe aus dem Sakramentarium (Messbuch) von Gelone aus dem 8. Jahrhundert. Mit großem dekorativen Geschick ist der Hofe mit dem Lorbeerzweig in einheitlicher Rundung zu einem zierlichen Schlußstück gemacht worden. Mit besonderer Lust haben die Miniaturen (so nennt man die Vorfertiger von Miniaturen) von jeher die großen Anfangsbuchstaben, die sogenannten Initialen („ini-



Ornamentfries von einer Wand in St. Georg zu Oberzell.



Miniatur: Geburt der Maria.
Aus dem Grandes heures des Herzogs v. Berry.

jedoch halten sich für diesmal an den strengen Begriff der echten alten Miniatur. Damit führen sie uns in eine Welt köstlicher Genüsse, die leider den meisten Menschen, auch denen, die sich erster für Kunst interessieren, verschlossen geblieben ist. Denn selbstverständlich ist es hier schwerer, als auf anderen Gebieten der Kunst, die wirklich wertvollen Originale zu sehen, weil sich

„initium“, lateinisch „der Anfang“) dekorativ-zeichnerisch ausgeschmückt. Davon gibt ein Beispiel das als Anfangsbuchstabe dieses Artikels abgebildete große „S“ aus einem Antiphonar (Gesangbuch) zu St. Peter zu Salzburg. Drache und Bär verfolgen sich hier in den beiden Rundungen des S. Die Entstehungszeit dieser Zeichnung wird um 1110 anzusetzen sein. Aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stammt die Zeichnung der Mütter des betlehemitischen Kindermordes, die durch ihre leidenschaftliche Erregtheit unbedingt Eindruck macht. Ungefähr gleichzeitig ist die einer ganz anderen Stoffwelt angehörende berühmte Zeichnung aus der „Eneide“ des Heinrich von Veldeke, die sich im Besitz der Berliner Bibliothek befindet. Was hier dargestellt ist, sind Szenen aus der „Aeneis“ des Virgil, des großen römischen Dichters, der auf dem Bilde in mittelalterlichem Rittergewande erscheint. Wie sehr diese Schiffs- und Turnierdarstellungen heute auch kulturhistorisch interessieren, bedarf keines weiteren Wortes. Von ganz besonderem künstlerischen Interesse aber ist eine Handschrift des „Wilhelm von Oranje“, eines Gedichtes des Wolfram von Eschenbach, die sich in Kassel befindet. Von den 60 Bildern dieser wertvollen Handschrift sind nämlich nur 35 vollendet, die übrigen 25 sind nur in der Skizze und in mehr oder weniger weit gediehener malscher Andeutung vorhanden, so daß man durch

das eingehende Studium einen Einblick in die technische Arbeitsübung der Miniaturen gewinnen kann. Man erkennt, daß sie in diesem Falle zunächst alle Bilder in Umrißzeichnungen entworfen, daß sie dann mit der materiellen Anlage allmählich fortführen, und zwar merkwürdigerweise so, daß der

Illuminator (so nennt man häufig den Maler, welcher die eigentliche Ausfüllung der Zeichnungen besorgt) die eine Farbe, die er eben im Pinsel hatte, für alle noch anzuschreibenden Blätter ausnutzte. Waren alle Flächen mit der Grundfarbe angelegt, so begann die Schattengebung usw.

Vielleicht haben unsere Ausführungen, so knapp sie nur eben das große Gebiet der mittelalterlichen Miniaturmalerei streifen konnten, doch das Interesse für diesen zu Unrecht vernachlässigten Zweig der Kunstübung geweckt.

Adolf Behne.

Aus allen Ecken

Wilde Pflanzen im Zimmer. Manche unserer Feld- und Waldblumen lassen sich ziemlich mühelos im Zimmer pflegen und sind hier auch vor der Zeit zur Blüte bringen. Dies glückt namentlich gut bei verschiedenen Frühjahrsblühern, wie Schlüsselblume, Leberkraut, Lausendtschön, Lungenkraut, Buschwindröschen, Verchensporn, Schattenblümchen, Haselwurz, Salomonsiegel. Für die ersten Versuche seien die drei erstgenannten Pflanzen besonders empfohlen, zumal man diese mitten im Winter aus dem Wald in das Zimmer verpflanzen kann. Fundstellen für die genannten Pflanzen sind überall, wo Wald ist, vorhanden.



Aufbewahrung von Samen.

Zum Ausheben wählen wir recht starke Exemplare, bei denen sicher auf eine Blüte zu rechnen ist. Bei manchen ist die Blüthenknospe im Herbst schon sichtbar oder fühlbar. Die Pflanzen werden fürsorglich ausgehoben. Bei jenen, die ein verzweigtes Wurzelvermögen haben, wie z. B. die Schlüsselblume, lassen wir möglichst viel Erde an den Wurzeln sitzen. Solche mit einem Wurzelstock wie der Salomonsiegel, sind

besonders sorgfältig zu behandeln, daß der Wurzelstock unbeschädigt bleibt. Die Pflanzen werden dann zu Hause in alte Blumentöpfe eingeseßt. Gewöhnliche Gartenerde genügt dazu, wenn sie nur locker ist. Man kann die Pflanzen nach Art für sich allein in die Töpfe setzen oder auch verschiedene Arten zusammenpflanzen. Obacht ist zu geben, daß jede Pflanze genau so tief in die Erde kommt, wie sie draußen wurzelte. Dies ist namentlich bei den Arten mit Wurzelstock zu beachten. Nach dem

in einen Keller stellen, wo die Temperatur nur wenig über den Nullpunkt steigen darf. Der Standort sei hier hell. Die Erde in den Töpfen darf nicht austrocknen. Von Mitte Januar an können die Töpfe ins Zimmer kommen. Der Salomonsiegel verträgt es schon früher und das Lausendtschön kann den ganzen Winter hindurch im Zimmer sein. Große Ofenwärme lieben die Pflanzen im allgemeinen nicht; dafür sind sie für Sonnenwärme um so dankbarer. Jedenfalls müssen die Töpfe recht hell stehen. An



Der Landwehrmann.

Sie bringt die Kinder wohl zu Bett.
Ihr Auge hat so trüben Schein.
Ich hülle mich in Träume ein
und denk, wenn ich sie bei mir hätt,
wie das wohl würde sein.

Der Wind treibt übers Haferfeld
die schwarze Nacht von Osten her.
Sprach nicht von Frieden irgendwer?
Wenns nur um meiner kleinen Welt
und meinethwillen wär!

Weh, wenn der schöne Stern erbleicht,
den mir die Liebe aufgesteckt;
weh wenn ein Tag, schufhaufgeschreckt,
mir seine bittere Schale reicht,
eh mich die Erde deckt! *Arthur Ziller.*



sonnigen, warmen Februartagen tut frische Luft not. Bei trockener Zimmerluft stellt sich leicht Ungeziefer ein; man sorge also für feuchte Luft. Wer nicht über sonnig gelegene Fenster verfügt, wird mit dem Treiben der Frühjahrsblumen kein Glück haben. Am besten gelingen in solchen Fällen immer noch Versuche mit Lausendtschön, Leberblume und Salomonsiegel; Schlüsselblumen treiben wohl Blätter, aber keine Blumen. Man tut gut, die Pflanzen nicht vor Ende Februar ins Zimmer zu nehmen. Sind aber sonnige Fenster zur Verfügung und werden die Pflanzen ihrer Natur entsprechend aufbewahrt, so wird der Treibversuch befriedigen; der Frühling wird im Zimmer ein paar Wochen früher einziehen als draußen im Lande.



Das Reinigen von Samen durch Klopfen.



durch Puffen.

Einpflanzen wird gehörig gegossen. Erfolgt das Einpflanzen bereits im Herbst, so muß ein geeigneter Unterkunftsplatz im Garten beschafft werden. Ist ein Mistbeetkasten zur Verfügung, so werden die Töpfe hier in eine dünne Laubschicht eingebettet. Sonst werden sie an trockener Stelle in die Erde eingeseßt und nun mit Laub derartig bedeckt, daß die Töpfe nicht einfrieren können. Im Notfall kann man die Pflanzen aber auch

Ernst Jahn: „Das zweite Leben“ ist unlängst bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart (Preis geheftet 4 Mk., gebunden 5,50 Mk.) erschienen. Es ist das Schicksalsbuch eines aus dem Zuchthause entlassenen Sträflings. In tiefstürzender Art wird mit packenden Worten das Sich-Einleben des in den Alltag Zurückkehrenden geschildert. Zwei Frauengestalten werfen die goldigen Lichter der Liebe auf den dunklen

Neu des ehemaligen Zuchthäuslers. Entsagung und Reue spinnen ihre Fäden um den Aufrechten; in wortlosem Heidentum kämpft er seine inneren Kämpfe aus; seinen Seelenfrieden aber vermag keine Lebenslodung aus dem Gleichgewicht zu bringen.

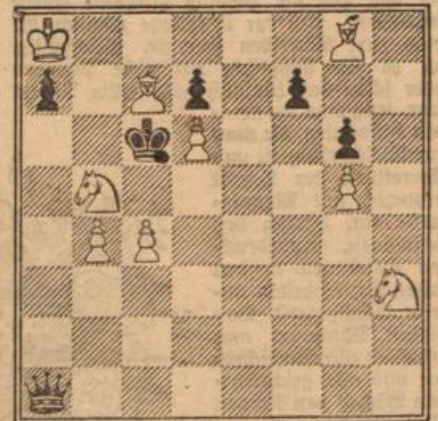
Lebensweisheiten. Alles fruchtbarere Entennen muß ein fortwachsendes sein. (W. Grimm.) — Die Hauptsache ist, daß man lerne, sich selbst zu beherrschen. (Cetermann.)

Schach.

Bearbeitet vom Vorsitzenden des Deutschen Arbeiter-Schachbundes.

Nr. 16.

Edo Wöglin f.



Matt in 2 Zügen.

Weiß: Ra8, Lc7, g3; **Schwarz:** Sb5, h3, Ac6; **Dam:** Ba7, Bauern: b4, c4, d6, g5, e7, f7, g6.

Edo Wöglin ist nicht mehr! Auch er ist tot, nachdem er fast vier Jahre das Kriegsgefangenenlager, im Westen einem Granatenschuß zum Opfer gefallen. Mit ihm ist einer der Besten des Berliner Arbeiter-Schachklubs dahingegangen. Er war ein eifriger Anhänger der Arbeiter-Schachbewegung und ein fleißiger Problemlöser. Das heutige Problem ist seine letzte Arbeit aus dem Felde. **Lösung Nr. 15: Billi S.A. 1. Th7-e7 2b6xg6. 2. Te7-e6+.** 1. ... **Re8-f7. 2. Re8xd7+.** 1. ... **Ed7-f8. 2. Te7xe7+.**

Königsgambit.

(In Heibelberg von Weiß ohne Anstöß des Brettes gespielt.)

- | | |
|------------------|---------------------|
| Weiß: | Schwarz: |
| S. Matin. | Ein Amateur. |
| 1. e2-e4 e7-e5 | 5. Sc3xd4 c8-g4 |
| 2. f2-f4 e5xf4 | 6. Pd1-e2 g4xf3 ? |
| 3. Sg1-f3 d7-d5 | 7. Se4-f6+ |
| 4. Sb1-c3 d5xe4 | |

Schachnachrichten: In Matzenow ist ein Arbeiter-Schachklub gegründet worden. Dieser tagt Montags und Freitags, abends von 8 bis 10 Uhr, im Lokal von Refeld, Sägerstr. 28. Damit hat nun auch das edle Schach in Matzenower Arbeiterkreisen seinen Einzug gehalten. Anknäuen wird unentgeltlich Unterricht erteilt. Gäste stets willkommen.

Der Berliner Arbeiter-Schachklub hielt am 27. Juli seine Halbjahresversammlung ab. Der Bericht zählt zurzeit 100 Mitglieder, 244 sind im grauen Rod. Am Vortag, 20. November, findet im „Logen-Restaurant“, Kleine Auguststraße 14, ein großer öffentlicher Wettbewerb statt, zu dem alle Arbeiter-Schachspieler Berlins eingeladen sind, ebenso die auswärtigen Genossen. Der Bericht des Kassierers ergab einen Kassendefizit von über 700 Mk. Der Vorstand soll ein Kommando ansuchen, nach welchem in Zukunft die Turniere stattfinden sollen. Briefkasten. An alle Einsender von Schachaufgaben rufen wir die Bitte, die beachtete Lösung der Aufgabe gleich beizufügen.

Alle Schachaufgaben sind zu richten an H. Deßkämper, Berlin N., Kochländer Str. 10.